

Elke Weik*
Postmoderne Ansätze in der Organisationstheorie

Organisationstheorie, Postmoderne, Wissenschaftstheorie, Wissenschaftskritik

Der Beitrag versucht, Grundgedanken postmoderner Wissenschaftsauffassung darzulegen und deren Anwendungsbereiche in der Organisationstheorie aufzuzeigen. Es wird dabei wesentlich auf die Veröffentlichungen von Lyotard, in Teilen auch von Derrida und Foucault, rekurriert. So verstandene postmoderne Ansätze führen nicht nur zu neuen inhaltlichen Sichtweisen, sie verlangen vom Forscher außerdem ein hohes Maß an Selbstreflexion und -kritik bezüglich der angewandten Methoden. Eine ernstzunehmende Umsetzung postmodernen Gedankengutes spricht darüber hinaus grundlegende Fragen des Verhältnisses von Wissenschaft/Universitäten und Praxis/Wirtschaft an.

It is time that organisation theory became fully aware of its pedigree. It is time for it to think more consciously about the social philosophy on which it is based. In short, it is time that it became more fully aware of its relationship to the 'big issues'. Only by grounding itself in a knowledge of its past and of the alternative avenues for development can it realise its full potential in the years ahead.

Gibson Burrell/ Gareth Morgan

Die weitausgreifende Differenzierung der Organisationstheorie in den letzten beiden Jahrzehnten ist Gegenstand umfangreicher Diskussionen[1] Der herrschende Eindruck ist der einer Vielfalt von Paradigmen, die entweder prinzipiell nicht kommensurabel sind oder zumindest bisher nicht befriedigend in Übereinstimmung gebracht werden konnten. Schemata, die die verschiedenen Ansätze etwa entlang zweier Achsen zu ordnen versuchen, gibt es - dankenswerterweise - viele[2], allein mangelt es allen

* Dipl.-Kffr. Elke Weik M.A., TU Chemnitz-Zwickau, Lehrstuhl für Organisation, Reichenhainer Str. 39, 09107 Chemnitz

mir bekannten wahlweise an Vollständigkeit, überschneidungsfreier Zuordnung und/oder Differenzierungsmöglichkeiten.

Nun ist, berücksichtigt man die Vielfalt des Objektbereiches, die lange Zeit und die große Zahl der Forscher, die Vielfalt der Ansätze weder verwunderlich noch alarmierend. Das Problem beginnt, wenn verschiedene Interpretationen aufeinandertreffen, Vertreter unterschiedlicher Richtungen, gar "fruchtbar", interagieren sollen. Eine solche Interaktion muß naturgemäß schwer sein, wenn man sich bspw. nicht einmal auf den ontologischen Status des Untersuchungsgegenstandes, geschweige denn auf eine Methode zur Erzielung beiderseitig anerkannter Ergebnisse einigen kann[3].

"Klassische" wissenschaftstheoretische Ansätze wie der Kritische Rationalismus, aber auch der Konstruktivismus offerieren hier keine Lösungen; in Abwesenheit eines übergeordneten oder beiderseitig anerkannten Paradigmas kann die Auseinandersetzung in ihrem Sinne keine befriedigenden Ergebnisse liefern. Dem ungeliebten Relativismus sind Tür und Tor geöffnet.

Mit der so gearteten Problembeschreibung rückt jedoch als weitere Möglichkeit ein "postmoderner"[4] wissenschaftstheoretischer Ausgangspunkt ins Blickfeld. Die postmoderne Philosophie entstand ja gerade unter dem Eindruck maximaler gesellschaftlicher und wissenschaftlicher Ausdifferenzierung und versucht, der platonischen "Einheit der Wahrheit" ein Konzept der "wahren Vielfalt" entgegenzusetzen. Die Umsetzung eines solchen Konzeptes, so sie gelingt, könnte das Potential organisationstheoretischer Betrachtungen im Sinne des obigen Zitats durchaus erhöhen.

Damit ist, und das sei an dieser Stelle betont, nicht gesagt, daß ein postmoderner Ansatz der einzig mögliche Zugang zu organisationalen Phänomenen ist oder werden sollte. Dies läge auch, wie unten deutlich werden wird, keinesfalls "im Sinne der (postmodernen) Erfinder".

"Die Aufgabe der Wissenschaften ist es, Probleme zu lösen, die zuvor ungelöst [...] waren [...]. Die wissenschaftliche Methode ist lediglich ein Mittel zu diesem Zweck. Aus der wissenschaftlichen Methode einen Fetisch zu machen [...] ist ein verhängnisvoller Irrtum."[5]

Es spricht m.E. nichts dagegen, diese Aussage auch auf wissenschaftliche Ansätze *in toto* auszudehnen.

1. Zum Begriff der Postmoderne

Das Feld der Postmoderne ist hinsichtlich der vertretenen Konzepte weiter und uneinheitlicher, als es einem, der darüber reflektieren will, lieb sein kann. Allein die Zuordnung von Autoren und Konzepten - vom Verständnis ganz zu schweigen - trifft auf unterschiedlichste Varianten, ja, nicht einmal das Etikett "Postmoderne" ist unumstritten. Häufig finden sich in derselben Verwendung die Termini "Dekonstruktivismus" und "Poststrukturalismus", weniger häufig weitere Komposita mit der Vorsilbe "post", etwa "post-industrielle (Ansätze)" oder "Post-Fordismus".

Es ist bereits hier hilfreich, Hassard folgend[6], zwischen Postmoderne als Bezeichnung für eine Epoche und Postmoderne als Epistemologie zu unterscheiden:

Postmoderne als Epoche identifiziert die aktuellen Phänomene des industriellen Wandels, betitelt mit Schlagwörtern wie "Ende der Massenproduktion", "Flexibilisierung" und "Informationszeitalter", als epochalen gesellschaftlichen Umbruch und Neuanfang. Meist in diesem Zusammenhang werden die oben angeführten "post"-Komposita als Synonyme gebraucht[7]. Für die Organisationswissenschaft relevante Fragen betreffen hier vor allem die Anpassung industrieller Organisationen (an in diesem Sinne) neue Umwelten. Sie bedient sich dazu jedoch ihrer traditionellen Instrumente.

"Poststrukturalismus" und "Dekonstruktivismus" verweisen hingegen auf eine *postmoderne Epistemologie*, die vorwiegend in Frankreich entwickelt wurde und die die Grundlagen zu diesem Kapitel liefert. Jean-Francois Lyotard ist hier sicherlich der am stärksten rezipierte Autor; auch ich werde mich weitgehend auf seine Ausführungen zur Postmoderne stützen. Michel Foucault und Jacques Derrida haben ebenfalls aus dem Blickwinkel der Organisationstheorie wichtige Beiträge geliefert, die allerdings, wie ich unten ausführen werde, von engerem Zuschnitt und deshalb nur für gewisse Bereiche relevant sind. Besonders für Foucault erscheint es mir sinnvoll, den Begriff "Post-Strukturalismus" anzuwenden, da er gleichsam

den Übergang zur Postmoderne markiert, wobei seine Philosophie noch stärker der der Strukturalisten um Claude Lévi-Strauss verwandt ist. "Dekonstruktivismus" schließlich will ich ausschließlich für die von Derrida entwickelte Methode der Textinterpretation verstanden wissen.

Gegenstand dieser Epistemologie ist im wesentlichen das wissenschaftliche Geschehen: Personen und Institutionen, aber auch wissenschaftliche Aussagen, Theorien und Forschungsansätze. Sie ist m.E. nicht notwendig an die Annahme eines epochalen gesellschaftlichen Umbruches gebunden, obwohl ihre Notwendigkeit von vielen Autoren daraus abgeleitet wird.

Die Bezeichnung "Epistemologie" sollte bei keinem der aufgeführten Autoren darüber hinwegtäuschen, daß die "Theorie" keineswegs wertneutral im Raume steht, sondern, wie es der französischen Philosophie wohl stets stärker als der deutschen eigen war, immer auch politische Motive und Implikationen mit sich bringt. Der ewige *trade-off* zwischen Pragmatik und logisch zwingender (theoretischer) Argumentation steckt auch hier den Teufel ins Detail: an manchen Stellen erscheint die Argumentation willkürlich, die Sprache hochmetaphorisch und die Lust an Ästhetik und Rhetorik der gedanklichen Stringenz abträglich. Dazu kommt, daß ein einheitliches Theoriegebäude, das auf wenigen Prämissen aufbauend deduziert, gerade Lyotards wesentlicher Intention widerspräche[8].

Was der Leser schließlich erhält, sind einzelne Thesen, die sich einbauen lassen, zentrale Begriffe, die auf ihre Verwendbarkeit im eigenen Kontext geprüft werden können, und eine Gesamtsicht wissenschaftlicher Tätigkeit, die in ihrer (Un-)Begründetheit mit jeder anderen Epistemologie konkurrieren kann - aber daraus wenigstens die entsprechenden Konsequenzen zieht.

2. Eine Skizze postmoderner Epistemologie

Grundlegend für ein postmodernes Welt- und Wissenschaftsverständnis ist ein semiotischer Blickwinkel. Die bereits vom Konstruktivismus festgestellte "Unhintergebarkeit der Sprache", d.h. die Unmöglichkeit, Gedanken und Wahrnehmungen ohne Gebrauch von Zeichen, meist Wörtern, zu kommunizieren, wird hier zum Ausgangspunkt für das gesamte Paradigma.

Man geht von Wittgensteinschen Überlegungen aus, wenn man feststellt, daß Sprache nicht nur Realität beschreibt, sondern Realität schafft, indem sie einerseits die Wahrnehmung beeinflusst und andererseits Ausgangspunkt für realitätsbeeinflussende Handlungen sein kann. Da Sprache jedoch durch unsere Lebensform bestimmt wird, die Natur aber nicht, ist anzunehmen, daß es einen dritten Bereich, den des "Unaussprechlichen"[9] gibt. Sprache und Welt besitzen demnach keine deckungsgleiche Extension, und selbst die Annahme einer Strukturähnlichkeit für die "Schnittmenge" bleibt wissenschaftlichen Ansprüchen entzogen, da man, wie Wittgenstein feststellt, durch keinen logischen oder mathematischen Satz ausdrücken kann, was die Strukturähnlichkeit zwischen Welt und Sprache ausmacht.[10]

Angesichts dieser Eigenständigkeit der Sprache lehnt die postmoderne Philosophie die "flache Vorstellung" der Sprache als Information ab, eine Vorstellung, die gerade im sog. Kommunikationszeitalter eine starke Verbreitung erfahren hat und erfährt. Lyotard[11] formuliert hier scharf:

"Die Sprache ist kein 'Kommunikationsinstrument', sondern ein höchst komplexer Archipel, der aus Inseln von Sätzen besteht, die ungleichartigen Ordnungen angehören, so daß es unmöglich ist, einen Satz aus einer Ordnung (einen deskriptiven Satz zum Beispiel) in einen Satz einer anderen Ordnung (einen evaluativen oder präskriptiven Satz) zu übersetzen."

Da die Welt ohne Sprache nicht begreifbar ist und umgekehrt nur die begriffliche Welt Gegenstand der Erkenntnis sein kann, steht und fällt jede Art von Wissenschaft mit den apriorischen Einschränkungen, denen Zeichen und Sprache unterliegen.

Allgemein, d.h. nicht spezifisch postmodern, lassen sich zwei wesentliche Eigenschaften von Wörtern[12] wie folgt formulieren:

1. *Wörter sind mehrdeutig.* Dies hängt zum einen damit zusammen, daß Definitionen - die ostentativen ausgenommen - ihrerseits aus Wörtern

gebildet sind, die wiederum durch Wörter definiert werden. Es ergeben sich damit Bedeutungsketten, und die Bedeutung des betrachteten Wortes hängt stets von der Bedeutung der in der Kette "vorgelagerten" ab. Machen zwei Personen ein Wort an unterschiedlichen Stellen "fest", weil sie es unterschiedlich verstehen, so ergeben sich entsprechende Auswirkungen auf die anderen Wörter der Bedeutungskette. Zum anderen ist zu beobachten, daß Wörter selten eine scharf umrissene Bedeutung aufweisen. Ausgenommen sind hier die *termini technici*, die jedoch nur einen geringen Umfang im Gesamtwortschatz einnehmen. Selbst "exakte" Naturwissenschaftler können kein Theoriegebäude allein mit diesen Termini erbauen. Der "verschwimmende Rand" eines semantischen Feldes hängt mit der Vielzahl individueller Konnotationen zusammen, die ein Wort aufwerfen kann. Gerade Begriffe, die kein physikalisch-materielles Denotat besitzen, wie z.B. "Partizipation" oder "Organisationskultur", weisen meist ein weites Feld von Konnotationen auf. Nun kann ein Sender zunächst nicht wissen, welche Vorstellung des Begriffes, welche Konnotationen er im Empfänger wachruft; es ist nur aufgrund der individuellen Biographien kaum davon auszugehen, daß es zufällig genau die gleichen sind, die ihm bei diesem Begriff einfallen.

Diese Betrachtungen führen in der postmodernen Philosophie zu folgenden Schlüssen:

a. Es gibt keine wertneutralen "Fakten". Jeder Zusammenhang, jede Wahrnehmung ist interpretationsbedürftig, und keine Interpretation ist per se einer anderen überzuordnen. Fakten sind, so Atkins in Anlehnung an Nietzsche[13], "nur Interpretationen, die Autorität erlangt haben".

b. Konsens bedeutet Unterdrückung. Da von einer zufälligen Übereinstimmung der Interpretationen nicht ausgegangen werden kann, muß ein oder beide Partner Teile der eigenen Interpretation aufgeben, um zu einem Konsens zu gelangen. Da keine Interpretation der anderen per se überlegen ist, kann ein Entscheid darüber, wer seine Interpretation aufgibt, nicht aufgrund übergeordneter Kriterien getroffen werden, ist also nicht im Sinne formaler Rationalität[14] zu begründen.

c. Der Prozeß des Interpretierens ist von größerer Bedeutung als die (vollendete) Interpretation. Erkenntnis liegt nicht in der Wiedergabe einer letztlich beliebigen Interpretation, sondern in der Dokumentation ihrer

Entstehung. Nur hier können Bedeutungsfestlegungen identifiziert, Denkstrukturen offengelegt werden.

d. Autor und Leser sind beide für den Text verantwortlich. Der Leser schafft sich seine eigene Interpretation, die nie mit der des Autors übereinstimmen wird; er produziert damit einen eigenen Text, der wiederum dem des Autors weder unter- noch übergeordnet ist[15]. Das klassische Problem des Eingriffs des Beobachters in den Versuch wird damit in die andere Richtung gewendet: es gibt niemals eine "objektive" Situation, die durch die Wahrnehmung eines Beobachters verzerrt werden könnte; auch Teilnehmer sind, sobald sie eine Interpretation erstellen, Beobachter der Situation.

2. Wörter gewinnen allein über Differenz Bedeutung. Eingebettet in Bedeutungsketten, wird ein Begriff erst dann faßbar, wenn er sich von anderen abhebt. Dies läßt sich leicht in dem schon von Spinoza entwickelten Konzept der *determinatio est negatio* fassen: die Definition von "blau" impliziert sofort "nicht-rot", "nicht-grün" etc. In Analogie dazu steht der allgemeinere Grundsatz der Wahrnehmung, nach dem nur erkannt wird, was sich von der Umgebung abhebt. Der Rest bleibt Hintergrundrauschen oder, auf dem Gebiet der Epistemologie, unreflektierte Basisannahmen.

Daraus folgt für die Postmoderne:

a. Die Wissenschaft muß ihr Augenmerk auf die Differenz und den Dissens richten. Nur sie können Ansatzpunkte für ein ursprüngliches Verständnis bieten.

b. Das Bekannte muß verfremdet werden. Alles, was alltäglich, "natürlich" erscheint, muß in neue Kontexte gebettet, mit neuen Interpretationen angegangen werden, um sein volles Potential auszuschöpfen. In Verbindung mit 1c ergibt sich die Überzeugung, daß die größere wissenschaftliche Leistung das Infragestellen von Antworten und nicht das Beantworten von Fragen ist[16]. Hier setzt vor allem der Dekonstruktivismus an.

3. Postmodernes Wissenschaftsverständnis

"Das Ende der Meta-Erzählungen" steht für Lyotard[17] als Überschrift zum Kapitel Wissenschaft. Meta-Erzählungen sind dabei Legitimationskonzepte, die nach seiner Ansicht für den Bereich der Wissenschaft ebenso wie für den Bereich der gesamten Gesellschaft gescheitert sind. Es gibt kein normatives Konzept mehr, das allgemein anerkannt wäre oder werden müßte; im Pluralismus der Werte dominiert keiner. Dies hängt zum einen damit zusammen, daß normative Konzepte allgemein letztlich nicht begründbar sind, zum anderen aber auch mit historischen Entwicklungen, vor allem des 20. Jahrhunderts.

Die von und seit der Aufklärung vertretene These, Wissenschaft könne dazu dienen, die (bürgerliche) Emanzipation voranzutreiben, könne moralisch bildend einwirken und Nutzen und Fortschritt bringen, findet zunehmend weniger uneingeschränkte Vertreter. Gerade im letzten Viertel dieses Jahrhunderts mehren sich die Stimmen, die auf die Schattenseiten der Technik, auf ökologische Probleme, auf verfeinerte Methoden der Kriegführung und Folterung, auf zunehmende Verrohung und Fachidiotentum hinweisen[18]. Ob hier ein Trend richtig oder falsch gedeutet wird, soll dahingestellt bleiben, wichtig ist, daß die Wissenschaft in den Augen der Gesellschaft ihre heilsbringende Funktion eingebüßt hat[19].

Die zunehmende Individualisierung, die parallel zu einer Ausdifferenzierung der wissenschaftlichen Disziplinen verläuft, erschwert darüberhinaus die Verständigung über akzeptierte Werte. Gruppenprozesse wie Abgrenzung, aber auch Sanktion von Verhaltensweisen, beschleunigen den Verfall einer übergeordneten Legitimationsmöglichkeit.

Je schneller sich nun der innere Verfall vollzieht, desto stärker wird, so Lyotard[20], an der Fassade der Legitimität gearbeitet, denn die Wissenschaft kann ihre gesellschaftliche Machtposition zur Vermeidung eines *divide et impera* nur erhalten, wenn sie halbwegs geschlossen auftritt. Der Unterdrückung und Ausgrenzung von Andersdenkenden dient

der Moralcode Rationalität; selbst nicht legitimiert, aber im Zirkel der rationalen Produktion von Ergebnissen und ihrer rationalen Verifikation verewigt. Dieser Zirkel ist seinerseits noch einmal in einen ökonomischen eingebettet: je besser anwendbar - im technisch-ökonomischen Sinne - die Forschung ist, desto mehr Geld wird fließen, das wiederum in diese Forschung und in die Bestätigung der Forschungsergebnisse investiert werden kann. Parallel dazu verschiebt sich das Wahrheitskriterium hin zu einem: "Was ich sage, ist wahrer als das, was du sagst, da ich mit dem, was ich sage, 'mehr machen' kann..."[21]

Die Postmoderne sieht sich also einem doppelten Problem gegenüber: zum einen dem Ende der Meta-Erzählungen auf wissenschaftstheoretischer Ebene, zum anderen der engen Verknüpfung von Wissen(schaft), Macht und technisch-ökonomischer Effizienz auf politischer Ebene[22].

Das wissenschaftstheoretische Problem wird durch die Einführung des Wittgensteinschen Begriffes "Sprachspiel" gelöst. Sprachspiele sind Diskursformen, z.B. Befehle oder Beschreibungen, deren Ablauf durch Regeln determiniert ist. Diese Regeln machen gewisse Sätze als Nachfolger wahrscheinlicher als andere. Sie werden durch die Tradition festgelegt und von den "Spielern" gelernt[23]. Wie bei jeder Regel handelt es sich hier um Normen.

Der Begriff wird plastischer, wenn man die sprachliche Äußerung nicht isoliert betrachtet, sondern in einen situationalen Kontext einbettet. Dann wird deutlich, daß bspw. im Sprachspiel "Wissenschaft" gewisse Erwartungen an den Sender gestellt werden: ihm wird unterstellt, daß er nicht lügt und daß er fähig ist, Beweise beizubringen.

Verschiedene Gruppen besitzen verschiedene Sprachspiele und können sich deshalb innerhalb ihres eigenen Diskurses nicht miteinander verständigen, ähnlich wie man etwa einen Schachzug nicht innerhalb der Regeln von "Monopoly" bewerten kann. Allen gemeinsam ist nur die Alltagssprache, die jedoch nicht konsistent ist[24].

Das bedeutet, und dies ist die zentrale Aussage der postmodernen Wissenschaftstheorie, *daß es nur lokal, nämlich innerhalb eines Sprachspiels, und nur zeitweilig, solange dieses eben gilt, Wahrheit geben kann*[25]. Diese Aussage gilt ohne Einschränkung, und zumindest die postmoderne Philosophie hat sich mit dieser Tatsache abgefunden.

"Die Sprache ist ohne Einheit, es gibt nur Sprachinseln, jede wird von einer anderen Ordnung beherrscht, keine kann in eine anderen übersetzt werden. Diese Zersteuung ist

an sich gut, sie muß geachtet werden. Was zur Krankheit führt, ist, daß eine Ordnung über die andere übergreift." [26]

Diesen "Imperialismus" [27] wirft Lyotard dem Sprachspiel der Techno-Wissenschaft vor, deren höchstes Kriterium die Performativität [28] ist. Wird bspw. der wissenschaftliche Beweis ihr untergeordnet, kommt es zum oben geschilderten Kreislauf zwischen Forschungsgeldern und Forschungsergebnissen. Diesen Zusammenhang greifen die postmodernen Kritiker auf der Ebene an, die ich "politisch" genannt habe. Das Performativitätskriterium braucht für seine sinnvolle Anwendung deterministische Zusammenhänge in einem stabilen System, um einen berechenbaren Output zu erzielen. Aus diesem Grund interessiert sich postmoderne Wissenschaft - auch unter Berufung auf die Erkenntnisse der modernen Physik - für "die Unentscheidbaren, für die Grenzen der Präzision der Kontrolle, die Quanten, die Konflikte unvollständiger Information, die 'Frakta', die Katastrophen und pragmatischen Paradoxa" [29] - kurz, für alles, was jenseits dieses stabilen Systems liegt. Kriterium ist weder die Performativität noch in erster Linie die Wahrheit, sondern: "Ideen zu haben ist der höchste Erfolg für einen Forscher." [30]

Michael Power faßt das Programm der Postmoderne, wie ich finde treffend, in dem Satz zusammen: "Postmoderne ist ein Angriff auf die Einheit" [31], und zwar die Einheit der der Repräsentation, der Bedeutung und der Theorie.

Mit der Unmöglichkeit, konsistente Antworten und Lösungen zu geben, geht der Verlust von Ansehen für den Wissenschaftler, den Experten einher. Die Ernsthaftigkeit der Wissenschaft wird von der Postmoderne nicht deshalb angegriffen, weil man sich nicht ernsthaft um Wissen bemühen sollte, sondern weil die durch sie legitimierte wissenschaftliche Disziplin, die nur bestimmte Motivationen, bestimmte Aussageformen, bestimmte Erkenntnisquellen anerkennt, zuviel Wissenswertes ausgrenzt. In Anlehnung an Nietzsche wird dagegen das Verlangen nach Kreation und der Spaß an der Wissenschaft als ausreichende Begründung der Tätigkeit gesehen [32]. Dies sollte gleichzeitig als "Gegengift" zu dem Dünkel wirken, der die Wissenschaft als für die Gesellschaft unentbehrliche Problemlöserin sieht [33].

4. Zum Verhältnis von Postmoderne und Moderne

Die oft thematisierte Frage[34], ob die Postmoderne ein Bruch mit oder eine (radikale) Fortsetzung der Moderne ist, trägt m.E. wenig zum Verständnis der Auffassungen bei: keine Philosophie hat sich je ohne das Wissen um ihre Vorgänger entwickelt und keine ohne Abgrenzung zu ihnen - sonst wäre sie als eigenes Konzept überhaupt nicht erkennbar. In einem solch umfassenden Komplex, der sich noch dazu in ständigem Fluß befindet, bestimmen zu können, ob die Gemeinsamkeiten oder die Unterschiede überwiegen, halte ich für unmöglich. Es wird eine nicht entscheidbare Ansichtssache bleiben, und je nachdem, ob man lieber die Gemeinsamkeiten oder die Trennlinien hervorhebt, wird man zum einen oder zum anderen der oben genannten Schlüsse kommen.

Lyotard selbst versteht seine Philosophie sehr wohl als Kampfansage an die Moderne (wie er sie sieht), doch weiß auch er, daß postmoderne Philosophie dieselben Probleme wie die Moderne mit derselben Terminologie untersucht. "Wir verfügen über keine Sprache - über keine Syntax und keine Lexik -, die nicht an dieser Geschichte [der Metaphysik, d.h. der Legitimationserzählungen] beteiligt wäre." [35] Und dies gilt - gleichsam in einem Rekurs auf den Rekurs - besonders für das Konzept des "Bruches": "Der Gedanke der Moderne selbst korreliert eng mit dem Prinzip, daß es möglich und notwendig ist, mit der Tradition zu brechen und eine völlig neue Lebens- und Denkweise einzuführen. Heute haben wir den Verdacht, dieser 'Bruch' sei eher eine Möglichkeit, die Vergangenheit zu vergessen und zu unterdrücken, das heißt sie zu wiederholen, als sie zu überwinden." [36]

Wenn im folgenden also die Grenzlinie zwischen beiden abgeschritten wird, so geschieht das, um die Konturen hervorzuheben, nicht in der Annahme, wir hätten es mit etwas radikal Neuem zu tun.

Lyotard[37] wendet sich bei seinem Angriff auf die Moderne hauptsächlich gegen zwei Vertreter, nämlich Luhmann als Vertreter der Systemtheorie und Habermas als Vertreter der Kritischen Theorie.

Hauptkritikpunkt bezüglich der Systemtheorie ist ihr totalitärer Anspruch. Mit der Metapher der Gesellschaft als Organismus, die später von der des kybernetischen Systems abgelöst wird, schreibt bereits Comte den

Gedanken der Einheitlichkeit fest: die Gesellschaft bildet ein organisches Ganzes, weil sie sonst aufhört, Gesellschaft zu sein. Die Systemtheorie nimmt diesen Gedanken auf, indem sie postuliert, daß jede Veränderung, jede Innovation innerhalb des Systemes nur auf zwei Arten wirken kann: entweder sie verbessert die Leistungsfähigkeit des Systemes oder sie zerstört es. Die Optimierung des Systems wird zum Selbstzweck, dabei ist "die Übereinstimmung der Bedürfnisse und Erwartungen von Individuen und Gruppen mit dem vom System gewährleisteten Funktionen nicht mehr als eine nebensächliche Komponente seines Funktionierens..." [38] Die starke Ausrichtung auf die Interessen des Systems, auf seine Erhaltung und sein Funktionieren, das alle anderen Werte zu Mitteln der Zielerreichung degradiert, ist für Lyotard Anlaß zu deutlichen Worten: "Bei den heutigen deutschen Theoretikern ist die Systemtheorie technokratisch, eigentlich sogar zynisch, um nicht zu sagen hoffnungslos." [39] Die ständige Rückbeziehung jedes Problems auf das System, wie Parsons sie fordert, erleichtert dabei auf der wissenschaftlichen Ebene die Dogmatisierung; Horkheimer beschreibt diese Pathologie korrekt als "Paranoia"[40].

Die Kritische Theorie mit ihrem Vertreter Habermas hat dieser Variante voraus, daß sie von einem Dualismus ausgeht und damit auch das System von außen betrachten kann. Ihr Problem besteht allerdings darin, daß sie politisch und theoretisch auf Konzepte baut, die nicht mehr gültig bzw. im Schwinden begriffen sind. Die politische Ideologie des Klassenkampfes wird im Zuge des Wandels von der industriellen zur post-industriellen Gesellschaft zunehmend wirkungsloser. Gleichzeitig verliert auf der theoretischen Ebene die Meta-Erzählung der Emanzipation ihre Gültigkeit. Auf ihr aber, auf der Vorstellung, daß (geistig) freie Menschen durch Kommunikation und Konsens optimale Lebensbedingungen verwirklichen können, gründet letztendlich die Kritische Theorie. Beruht aber die Legitimation einer Aussage auf ihrem Beitrag zur Emanzipation, so ist dies in den Augen Lyotards nichts anderes als ein Versuch, all den verschiedenen Sprachspielen dieselbe Regel aufzuoktroieren, ein Versuch, der aufgrund der Heteromorphie der Sprachspiele scheitern muß. Habermas, so Lyotards Kritik, behandelt das "Ungetüm" verschiedenster Aussageklassen, die in der sozialen Pragmatik auftreten, als wären sie durch eine Meta-Regel erfaßbar. Er schafft dadurch den "Terror der Isomorphie"[41].

So richtet sich die Kritik an Habermas im Gegensatz zu der an Luhmann nicht auf das Ziel des Widerstandes gegen die Totalität des Systems, sondern nur auf die Mittel: "Die Sache ist gut, aber die Argumente sind es nicht." [42] In seiner Kritik an Luhmann geht Lyotard sogar ein gutes Stück Weg mit Habermas, die Geister scheiden sich letztendlich am Streit über die Rolle der Vernunft und des Konsenses: für Habermas die einzige Möglichkeit, die Lebenswelt vor den Übergriffen der "Techno-Wissenschaft" zu schützen, für Lyotard nur eine andere Form der Unterdrückung.

Diese Unterdrückung ist besonders gut sichtbar im Bereich der Wissenschaft; neben den bereits oben beschriebenen Zusammenhängen zwischen Macht, Geld und Forschung sowie Performativität und Wahrheit wären hier als Kennzeichen der modernistischen Wissenschaftsauffassung zu nennen [43]:

- der Einfluß von Hierarchie und Bürokratie auf wissenschaftliche Entscheidungen,
- eine Linearität des Denkens hinsichtlich Form und Inhalt, die zu monistischen Theorien und strenger Argumentations- und Beweisdisziplin führt,
- ein ernsthafter Duktus angesichts der Probleme der Welt; Wissenschaft soll keinen Spaß machen,
- der Drang, jeden Lebensbereich offenzulegen, transparent zu machen, rational zu durchdringen, Ordnungsmuster auszumachen,
- der Konsum und das Zurschaustellen von Wissen als Statussymbol; Bildung als moralische Überlegenheit,
- die Suche nach universellen Wahrheiten oder Gesetzen.

Daß die postmodernen Autoren hier zum Teil in unzulässigem Maße verallgemeinern und gewisse (kritische) Strömungen der Moderne unterschlagen, ist von mehreren Kritikern angeführt worden [44]. Mir scheint, gerade im Hinblick auf die Diskussion Kontinuität vs. Bruch und auf die meiner Arbeit zugrundeliegenden Intentionen, hier wichtig, daß nicht die programmatische Kampfansage an die Moderne als maßgeblicher Inhalt der Postmoderne betrachtet wird, sondern die Punkte, in denen sie inhaltlich von "modernistischen" Auffassungen - seien sie von der gesamten Moderne oder nur von Teilen getragen - differiert. Anders formuliert, kommt es mir bei der Darstellung postmoderner Kritik auf die für

die *determinatio* wichtige *negatio* an, weniger darauf, ob und in welchem Maße die Kritik zutrifft.

5. Exkurs: Der Dekonstruktivismus

Der Dekonstruktivismus, die von Jacques Derrida entwickelte Methode der Textinterpretation[45], ist wohl die konsequenteste Anwendung postmoderner Philosophie im wissenschaftlichen Bereich.

Derrida zieht wie Lyotard den Dissens dem Konsens vor; Ziel der Interpretation ist nicht das Verständnis und damit die Verschmelzung der Horizonte von Autor und Leser, sondern das Aufzeigen von und der Umgang mit der Verschiedenheit ihrer Standpunkte. In einer Welt, die grundlegende Ambi- und Polyvalenzen in sich birgt, ist Vieldeutigkeit nicht das Ergebnis einer schlechten Analyse, sondern im Gegenteil das einzig angemessene Ergebnis; konsistente Wiedergabe bedeutete eine Verfälschung. Das Ziel des Dekonstruktivismus ist die Aufdeckung der angesprochenen Polyvalenzen, das Mittel die Dekonstruktion des Textes, also die Umkehrung des Prozesses der Konstruktion, den ein "normaler" Leser unbewußt[46] durchläuft.

Als zentrale Konzepte des Dekonstruktivismus lassen sich folgende herausarbeiten[47]:

1. Differánce und Supplementarität. Dieses von Derrida geschaffene Kunstwort ist abgeleitet aus frz. *différer*, welches zwei Bedeutungen hat: erstens "differieren, sich unterscheiden" und zweitens "aufschieben, zeitlich verschieben". Das Kunstwort soll substantivisch beide Bedeutungen vereinen. Es beschreibt die wesentlichen Eigenschaften eines Zeichens, nämlich sich von anderen Zeichen und von dem Objekt, das es vertritt, zu unterscheiden und gleichzeitig auf die (momentane) Abwesenheit des von ihm repräsentierten Objekts zu verweisen, seine Anwesenheit also zeitlich nach hinten zu verschieben. Daraus folgt, daß dem Zeichen immer eine Information mehr innewohnt als dem Bezeichneten, nämlich die Information, daß es sich um ein Zeichen, einen

Stellvertreter, handelt. Diesen Sachverhalt bezeichnet Derrida als "Supplementarität". Besonders augenfällig wird sie, wenn man bedenkt, daß jeder Begriff u.a. sein Gegenteil (als Verneinung) in sich trägt und damit beständig auf es verweist. Für Linstead[48] ist gerade das ein wesentliches Unterscheidungskriterium der Postmoderne zur Moderne: "Die Moderne denkt in Oppositionen, die Postmoderne in Supplementarität".

2. Repräsentation. Es handelt sich um den bereits oben erläuterten Zusammenhang zwischen Zeichen und Bezeichnetem, der nach postmodernem Verständnis nie eindeutig, sondern immer interpretationsbedürftig ist. Damit verbunden ist die ebenfalls oben geschilderte Entbehrlichkeit des Autors und letztendlich die Rechtfertigung des Dekonstruktivismus als Methode, wie Roland Barthes, einer der "Begründer" der Semiotik es beschreibt: Der Übergang vom Werk zum Text ist nicht nur der Übergang von der Hermeneutik zur Semiotik, sondern auch von einem substantiellen Fragment zu einer Methodologie.[49]

3. Abwesenheit des Zentrums. Jede Struktur wird klassischerweise durch ein Zentrum organisiert, das den Umfang der möglichen Modifikationen innerhalb der Struktur bestimmt, selbst aber nicht verändert werden kann, ohne daß die Identität der Sache verlorenginge. Für die Sprache ist ein solches Zentrum nicht bestimmbar, da jedes Zeichen, das für das Zentrum stehen könnte, es supplementiert, etwas hinzufügt. Zur Benennung bräuchte man einen symbolischen Nullwert, den es jedoch nicht gibt. Derrida will diese Abwesenheit eines Zentrum jedoch nicht als Verlust, sondern als "Bejahung des Nicht-Zentrums"[50] verstanden wissen, die einen Umgang mit dem Text ohne Verpflichtung zu einer Wahrheit bzw. einem dominierenden Deutungsschema ermöglicht. Er folgt hier Nietzsche in der "fröhlichen Bejahung des Spiels der Welt aus Zeichen ohne Fehl, ohne Wahrheit, ohne Ursprung, die einer tätigen Deutung offen ist." [51] Den geradezu existentiellen Unterschied, der sich aus dieser Position für die Interpretation von Texten (und damit für die Wissenschaft insgesamt) ergibt, schildert er wie folgt:

"Es gibt somit zwei Interpretationen der Interpretation, der Struktur, des Zeichens und des Spiels. Die eine träumt davon, eine Wahrheit und einen Ursprung zu entziffern, die dem Spiel und der Ordnung des Zeichens entzogen sind, und erlebt die Notwendigkeit der Interpretation gleich einem Exil. Die andere, die dem Ursprung nicht länger zugewandt bleibt, bejaht das Spiel und will über den Menschen und den Humanismus

hinausgelangen, weil Mensch der Name des Wesens ist, das die Geschichte der Metaphysik und der Onto-theologie hindurch, das heißt im Ganzen seiner Geschichte, die volle Präsenz, den versichernden Grund, den Ursprung und das Ende des Spiels geträumt hat."

4. Ent-Subjektivierung. Wenn die erkennbare Welt aus Zeichen besteht, deren Struktur ohne Zentrum, ohne Hierarchie und ohne Grenzen ist, so gibt es keinen Grund, ein Subjekt von einem Objekt ontologisch zu trennen, ein Individuum im Sinne der abendländischen Metaphysik zu postulieren. Auch Individualität ist ein Ergebnis einer Interpretation, ein Artefakt, das sich aus der Wahrnehmung der Differenz gegenüber anderen bildet. Der Dekonstruktivismus sieht das Subjekt nur als einen Ort im Zeichensystem - unter vielen anderen -, eine bestimmte Stelle, an der sich "andere Texte, andere Zeiten" kreuzen[52], einen "Knoten im Kommunikationssystem"[53].

5. Reflexivität. Wie bereits oben erläutert, muß die Methode nicht nur auf die Erzielung von Ergebnissen gerichtet sein, sondern stets ihre eigene Vorgehensweise reflektieren. Dies bedeutet zum einen permanente Kritik an den eigenen Prämissen, aber auch das Ablegen eines wissenschaftlichen Dünkels verbunden mit der Einsicht, daß auch die Wissenschaft nur ein Sprachspiel unter anderen ist.

6. Schreiben. Damit ist jede Form der Fixierung von Wissen, der Klassifizierung und Strukturbildung gemeint. Derrida wendet sich gegen die Auffassung (die er als Phonozentrismus bezeichnet), Schrift sei nur ein Derivat des gesprochenen Wortes. Schrift, nicht nur als Buchstaben-Schrift, sondern als dauerhaftes, dem Gegenstand "ingeritztes" Zeichen, ist seiner Meinung nach vielmehr Voraussetzung jeder Sinnkonstitution, weil nur dieses beharrende Zeichen wieder und wieder gelesen und interpretiert werden kann[54].

So viel sich zum gedanklichen Hintergrund der Dekonstruktion sagen läßt, so wenig läßt sich die eigentliche Vorgehensweise erläutern. Primär geht es darum, die Vieldeutigkeit der im Text verwendeten Begriffe aufzuzeigen, indem man unterschiedliche Bedeutungen einsetzt und den Text erneut liest. Das mag simpel erscheinen, aber die Kunst liegt natürlich darin, nicht nur den ursprünglichen Text zu zerstören, sondern aus dem neuen Text Erkenntnisse zu gewinnen - und Erkenntnis heißt im Dekonstruktivismus eben nicht, eine Interpretation durch eine andere zu

ersetzen, sondern gleichsam alle möglichen Interpretationen im Blick zu behalten, sie in ihrer Differenz zu erkennen und die Polyvalenz des dahinterstehenden Konzeptes zu begreifen.

Wesentlich ist, daß die Dekonstruktion aus dem Text heraus entwickelt und nicht von außen herangetragen wird; der Text muß "durch sein eigenes Gewicht zu Fall gebracht werden"[55]. Am anschaulichsten mag vielleicht die Parallele zur sokratischen Maieutik sein: durch beständiges Hinterfragen der vorgetragenen Meinung, niemals durch Hinzufügen von neuem, "äußerem" Wissen zeigt Sokrates Aporien auf.

6. Kritik

Die Kritik an postmodernen Ansätzen umrankt häufig die Begriffe „irrational“ und „destruktiv/zynisch“, wobei wiederum nicht in jedem Fall die Epistemologie im Vordergrund steht. Beschränkt man sich auf Vorwürfe gegen diese, so scheinen sich mir folgende Kristallisationspunkte zu ergeben:

1. Postmoderne Ansätze liefern keine neuen Erkenntnisse und Methoden[56]. Wie ich bereits oben angedeutet habe, scheint mir diese Diskussion müßig. Setzt man das Abstraktionsniveau nur hoch genug an, so ähneln sich die unterschiedlichsten Dinge, und auch wenn die skeptizistische Grundidee zweitausend Jahre alt ist, so unterscheidet sich doch jede konkrete Ausgestaltung. Eine semiotische Begründung des Infragestellens ist zweifellos neu, und das "Ende der Meta-Erzählungen" kann sinnvoll erst im 20. Jahrhundert postuliert werden. Auch inhaltliche Aspekte, besonders die Präferenz von Vieldeutigkeit über Eindeutigkeit, ist mir im wissenschaftlichen "Mainstream" in dieser Konsequenz nicht bekannt. Unter diesem Aspekt ist auch die in Teilen vereinfachte Kritik an Popper, Luhmann und Habermas vielleicht nicht zu akzeptieren, aber zu ertragen, denn die epistemologische Grundlage dieser Ansätze ist korrekt wiedergegeben.

2. Die aus dem "Ende der Meta-Erzählungen" gezogenen Konsequenzen sind nicht korrekt bzw. nicht notwendig. Tepes Versuch, wenn schon nicht die metaphysisch begründete, so doch die "nicht-metaphysisch überreizte" Wahrheit zu retten[57], mutet bereits seltsam an. Wenn Wahrheit ein normatives Konzept ist, dann kann sie nicht anders als metaphysisch, nämlich weder faktisch noch analytisch, begründet werden. Daß sie ein normatives Konzept ist, bestreiten spätestens seit Kuhn die wenigsten Wissenschaftler; da die postmoderne Philosophie ohnehin keinen Unterschied zwischen faktischen und normativen Sätzen macht, dürfte hier die Position klar sein.

Damit bestreitet die postmoderne Philosophie jedoch nicht, daß es die aus den Meta-Erzählungen historisch entstandenen Konzepte wie Ordnung, Vernunft und Werte gibt bzw. daß Menschen ein Bedürfnis nach ihnen haben. Lokal haben sie nach wie vor ihre Berechtigung und Begründung; sie können nur nicht aus einem Sprachspiel in ein anderes ohne weiteres - sprich: ohne Legitimierung in diesem - übernommen werden. Jeder Hinweis auf den Zusammenhang von Ordnung und auf die notwendige Geschlossenheit einer Disziplin[58], auf die Vorteile von Vernunft und Ordnung[59] wird auch von der Postmoderne lokal, begrenzt auf ein Sprachspiel, bejaht, allein die Übertragbarkeit, die globale Geltung wird bestritten, und zwar unter Verweis auf das Fehlen einer sie legitimierenden Meta-Erzählung. Das Fehlen einer Meta-Erzählung selbst zu kritisieren liefe jedoch darauf hinaus, den Boten für die Nachricht zu bestrafen. Lyotard behauptet andererseits auch nicht, wie Eldridge annimmt, es könne keine Meta-Erzählungen mehr geben; seine Ausführungen sind in diesem Punkt historisch-deskriptiv. Er konstatiert den schwindenden Glauben in sie, ohne zu postulieren, daß dieser schwinden muß oder mußte. Eine solche Konstruktion läge auch kaum in seinem Sinne, bedenkt man, daß er notwendigen oder gar apriorischen Argumentationen äußerst skeptisch gegenübersteht. Die postmoderne Philosophie lebt und gilt im Heute der industriellen Gesellschaft und Wissenschaft; sie erhebt keine darüber hinausgehenden Ansprüche.

3. Die Realität ist nicht beliebig durch Sprache formbar[60]. Dies ist grundsätzlich richtig, und es ist zunächst einmal negativ zu vermerken, daß die Postmoderne gern den Anschein erweckt, mit und durch Sprache ließe sich alles bewerkstelligen. Dennoch wird ein solcher Anspruch bei keinem der genannten Autoren explizit vertreten oder gar begründet. Sprache kann keine Materie verformen. Das große Vertrauen, das die Postmoderne dennoch in sie setzt, rührt einmal aus ihrem semiotischen

Ursprung, aus der Überzeugung, daß jegliche Kognition Sprache voraussetzt, her, zum anderen aus ihrem Verständnis einer post-industriellen Informationsgesellschaft, in der die wesentlichen Prozesse auf Information und damit nicht auf Materie basieren. M.a.W. behauptet die Postmoderne nicht, die Realität sei insgesamt durch Sprache formbar, sondern große Teile von ihr - vornehmlich die, mit denen sich die Kulturwissenschaften traditionell beschäftigen - seien es, und diese Teile würden noch dazu mit der postulierten Entwicklung der industriellen Gesellschaft immer größer.

Daß die Darstellung/Interpretation der Realität durch die Sprache beliebige Formen annehmen kann, ist prinzipiell nicht ausgeschlossen, allerdings gilt auch hier der Verweis auf lokale Kriterien des Sprachspiels, d.h., die Interpretation ist grundsätzlich beliebig, innerhalb eines bestimmten Sprachspiels jedoch nicht. Die Überzeugung, daß eine (nach traditionellem Verständnis) falsche Interpretation oder falsche Methode (etwa der Einsatz von Metaphern) gute, neue Einsichten liefern kann, ist im übrigen in der Logik seit dem Mittelalter formuliert, wo es heißt "Aus Falschem folgt Beliebigen"[61] - mitunter auch Gutes, Richtiges und Nützliches.

4. Postmoderne Ansätze sind zu wenig konkretisiert, zu abgehoben und behindern die Theoriebildung[62]. Auch wenn man bedenkt, daß die Formulierung einer einheitlichen Theorie der postmodernen Intention entgegenstünde, scheint mir Powers Beobachtung zuzutreffen, daß die Postmoderne vage bleibt aus Angst, eine neue Meta-Erzählung zu kreieren. Dies hindert sie meines Erachtens auch daran, zu einem mit aller Konsequenz verfolgbaren wissenschaftstheoretischen Konzept zu werden. Was sie jedoch - durchaus zeitgemäß - begründen kann, ist der Umgang mit Pluralität[63] als Pluralität und nicht als Singularität aus wechselnden Perspektiven. In diesem Sinne behindert sie auch die Bildung von einheitlichen Theorien über die Grenzen von Sprachspielen hinaus, nicht innerhalb, wie bereits mehrfach erklärt. Es scheint mir deshalb unsinnig, mit Tepe anzunehmen, Einheit werde als Gleichmacherei identifiziert.[64] Wer bei den postmodernen Autoren über die Bedeutung der Ästhetik und die Ablehnung der "harten Fakten" liest, mag sich zu recht an das *fin-du-siècle* des 19. Jahrhunderts erinnern fühlen, wo in abgeschlossenen intellektuellen Zirkeln "alles interessant, aber nichts bedeutsam" war[65]. Unverkennbar ist die Postmoderne ein Kind einer Spätzeit, das sich auf dem Polster traditionell gewonnener Erkenntnis zurücklehnt und nun mit Muße neue Erfahrungen zu machen sucht, nicht unter existentiellem Zwang wie die rational geprägte Wissenschaft ab Descartes. Die

Industriegesellschaft hat die schlechten Lebens- und Arbeitsbedingungen der frühen Neuzeit überwunden, das Wissen, seit drei Jahrhunderten unter demselben Paradigma kumuliert und deshalb immernoch brauchbar, hat sich über jede Vorstellungskraft vermehrt. Die Postmoderne sucht nicht, neue Daten zu generieren, sondern die alten in einem neuen Sinne wirksam werden zu lassen - und dies hält sie durchaus für bedeutsam. Daß sich ihre politische und epistemologische Kritik unzureichend bis gar nicht niederschlägt[66], trifft zu, allerdings teilt sie dieses Schicksal mit vielen anderen Ansätzen u.a. der Frankfurter Schule.

Wissenschaftstheorie verlangt einen hohen Abstraktionsgrad, der sich mit politischen Aktionskonzepten wenig verträgt, und umgekehrt erleichtert der Ruch der "Anarchie"[67] einem theoretischen Konzept nicht gerade das Fortkommen. Nun ist - im Gegensatz zur Politik - praktische Umsetzbarkeit keine *conditio sine qua non* für eine gute Theorie, auch wenn sie ihre Verbreitung durchaus erleichtert. ("Was ich sage, ist wahrer als das, was du sagst, da ich mit dem, was ich sage, 'mehr machen' kann...")

Der Mangel an konkreten Prinzipien und Arbeitsanleitungen, der das Gefühl theoretischer Vagheit hervorruft, beruht zum einen auf der starken kritischen Orientierung, die die postmoderne Philosophie hat. Der Angriff auf bestehende Konzepte, die Aussage darüber, was Postmoderne nicht will, nimmt einen bedeutend breiteren Raum ein als gegenteilige Gedanken. Dies ist zunächst einmal normal für einen Ansatz, der sich als Kritik versteht, denn Kritik muß sich inhaltlich immer nach dem Kritisierten richten können, d.h. flexibel sein. Zum zweiten ist das Konzept neu, was einmal bedeutet, daß es sich in Abgrenzung definieren muß, zum anderen, daß "die Magma noch im Flusse ist"[68]. Fünf bis zehn Jahre sind keine lange Zeit für die Entwicklung eines so grundlegend anderen Ansatzes, der noch dazu so breit interessierte Autoren besitzt. Der Komplexität soll nicht ausgewichen werden, im Gegenteil:

"Diese Aufgabe beinhaltet mindestens den Widerstand gegen den Simplismus, gegen die vereinfachenden Slogans und gegen das Verlangen nach Klarheit und Leichtigkeit, gegen den Wunsch nach Wiederherstellung sicherer Werte."[69]

Auch Derrida ist sich dieser Unausgegorenheit bewußt, wenn er begründet:

"...weil man erst einmal versuchen muß, den gemeinsamen Boden und die 'différance' dieser unreduzierbaren Differenz [zu anderen wissenschaftlichen Vorgehensweisen] zu denken und weil es sich hier um einen Typus, sagen wir es noch einmal, historischen Fragens handelt, dessen *Konzeption, Bildung, Austragung und Arbeit* wir heute nur erst abzuschätzen vermögen."[70]

Ein Versuch der Abschätzung für die Organisationsforschung soll in den folgenden Kapiteln unternommen werden.

Was schließlich kritisch zur Kritik zu vermerken bleibt, ist, daß sie oft genug nur die Urteile postmoderner Philosophie angreift, die Prämissen und Schlüsse jedoch zunächst akzeptiert hat. Dies halte ich für nicht legitim. Eine Kritik, die dem Beginn und Verlauf einer Argumentation zustimmt oder zumindest nicht widerspricht und erst den Schluß ablehnt, macht sich eher der Irrationalität verdächtig als die Argumentation, die so von der Kritik abgelehnt wird.

7. Anwendungen in der Organisationstheorie und -forschung

7.1. Methodische Konsequenzen

Von zentraler methodischer Bedeutung für eine postmoderne Analyse ist die Konzentration auf qualitative Methoden. Eine quantitative Vorgehensweise wäre zunächst einmal im Hinblick auf die Interpretation sinnlos: wenn man zwei oder mehrere Sichtweisen aggregiert, erhält man eben nicht einen von Zufälligkeiten gereinigten Durchschnitt, sondern Unsinn, nämlich eine Interpretation ohne Interpretierenden. Gerade die Unstimmigkeiten und Abweichungen sollen ja untersucht und nicht aus der Betrachtung ausgeschlossen werden. Nur die qualitative Analyse schafft - etwa im Sinne der Hermeneutik - individuelles Verständnis und die Möglichkeit, Differenzen sichtbar zu machen, während die quantitativen Methoden eine Glättung der Daten bewirken. Darüber hinaus betrachten Vertreter der Postmoderne die Anwendung quantitativer Erhebungen geradezu als Paradebeispiel der Machtausübung der "Techno-Wissenschaft", die mit dem Aufteilen, Abzählen, Normieren klassische Machtinstrumente zur Anwendung bringt[71].

Ähnlich läßt sich auch die Ablehnung deduktiv-nomologischer Verfahren zugunsten ideographischer und/oder hermeneutischer Verfahren begründen. Die große epistemische Bedeutung der Sprache schlägt sich im Einsatz von semiotischen Analysen und Textauswertungen nieder, die

bisher wesentlich der Sprach- und Literaturwissenschaft vorbehalten waren. Wie bereits oben angedeutet, scheint diese Vorgehensweise vor allem in Verbindung mit einem interpretativen Grundansatz fruchtbar, und so sind vor allem ethnomethodologische Ansätze in den Mittelpunkt des Interesses gerückt.

Sie erfahren in der postmodernen Herangehensweise jedoch insofern eine Modifikation, als nun auch die Interpretation des Beobachters problematisiert und damit sehr stark auf eine reflexive Schiene gelenkt wird. Dabei geht es nicht darum, die Trennung Beobachter-Beobachteter aufrechtzuerhalten, sondern die Konstruktion des eigenen Textes, des eigenen Verständnisses der Situation, mit all ihren Widersprüchen, retardierenden Momenten, äußeren Einflüssen etc. aufmerksam zu verfolgen. Mit der Konstruktion eines eigenen Textes geht auch der Respekt vor der Autorität des (ursprünglichen) Autors verloren; es kann nie auch nur um den Versuch einer "unverfälschten" Wiedergabe von Daten gehen. Sie wird ersetzt durch die Kreation, durch das Aufzeigen von Neuem, (Ver)Fremd(et)em. Der innere Widerspruch, die nie abgeschlossene Vielfalt des Untersuchungsgegenstandes schafft eine Dynamik, die, um wirken zu können, nicht durch die Herstellung von (falscher) Konsistenz überdeckt werden darf.

Daß disziplinäre Geschlossenheit weder notwendig noch erwünscht ist, müßte aus dem bisher Gesagten hervorgehen.

7.2. Themengebiete

Bereits relativ früh haben sich einige Organisationswissenschaftler der neuen Konzeption angenommen und versucht, relevante Teile in die Organisationstheorie zu übertragen[72]. Während in diesen frühen Arbeiten die Rezeption der postmodernen Philosophen noch weitgehend im Vordergrund steht, hat in neueren Arbeiten eine Konzentrierung auf verschiedenartige inhaltliche Aspekte stattgefunden.

Aufsätze, die sich mit der *unvollständigen Rationalität* in Organisationen befassen[73], greifen ein bereits existierendes Thema[74] auf, und betten es in einen postmodernen Kontext. Dadurch wird die grundlegende Argumentation, daß in Organisationen Entscheidungen nicht rational getroffen werden, erleichtert; der Autor steht am Anfang nicht in der Defensive, in der er die "Anormalität" nicht-rationalen Handelns erklären muß, vielmehr geht er vom "normalen Fall" emotionsgeladener, divergierender Interessen aus. Diese treten in besonders ausgeprägter Form - auch das kann den postmodernen Organisationstheoretiker nicht verwundern - in Umbruchsituationen auf, in Fällen geplanten oder ungeplanten *Wandels*[75]. Eine „höhere Rationalität“, wie sie etwa Cyert und March für Organisationen postulieren, ist dabei nicht auf ein verbessertes Entscheidungsverhalten im Sinne des *organizational learning*, nicht auf „geronnene Erfahrung“, sondern auf eine opportunistische Änderung der Evaluierung von Entscheidungen, auf „geronnene Macht“, zurückzuführen.

In einer recht extremen Anwendung von Cooper und Burrell steigt diese "geronnene Macht" sogar zum Agens auf, das den vermeintlichen Akteuren nur noch die Reaktion, eben das "action-generating", offenläßt. Statt Instrument der Kontrolle zu sein, wie es die Modernisten vorschlagen, wird die Organisation hier zum selbst-referentiellen, autonomen Gebilde, das nicht nur Dinge, sondern auch Ideen[76], auf die menschliche Entscheider als "Sachzwänge" reagieren, produziert. Das Bild scheint von Webers "eisernem Käfig" vertraut, jedoch schafft die postmoderne Auflösung der Unterscheidung Subjekt-Ding nun auch die Möglichkeit einer epistemologischen Fundierung.

Umfangreichen Bezug auf das nicht-rationale Handeln in Organisationen nimmt auch die Literatur, die sich vornehmlich mit der Zeichenhaftigkeit

organisationalen Geschehens, sei es in Form von *Geschichten und Symbolen*[77] oder *Bildern und Metaphern*[78] beschäftigt. Auch hier ist nicht in jedem Fall ein expliziter Bezug zur postmodernen Theorie gegeben, jedoch läßt sich wie oben sagen, daß die Postmoderne das Verständnis für die Grundannahmen und die Bedeutung dieser Ansätze immens verbessert. Spezifisch postmoderne Problemstellungen dokumentieren sich hier etwa in der Bedeutung für die Herstellung von Identität: Knights und Morgan richten am Beispiel von Kleidung ihr Augenmerk darauf, wie Organisationen durch die entsprechende Vermarktung ihrer Güter eine Identität beim Käufer produzieren. Daß Konsum ein Thema der Organisationstheorie und nicht nur des Marketing oder der Volkswirtschaftslehre ist, steht im Mittelpunkt ihres Ansatzes:

"The inter-dependence and social constitution of the market, the consumer and the organization is ignored; they exist as separate, independent elements both of the overall system and of the academic disciplines of analysis. The gulf between marketing, economics and organizational behaviour as academic disciplines institutionalizes the conceptual separation of these phenomena.[...] It is time that the study of organizations made this move and instead of continuously focusing on problems of production in which the characters of 'workers' and 'managers' dance their never-ending steps, began also to examine some of the ways in which organizations respond to, and change, social relations in the broader society." [79]

Auch Buskirk und McGrath liefern anhand einer Fallstudie einer Werbeagentur während einer Reorganisation Beispiele dafür, wie die Darstellung von Unternehmensgeschichte die Wahrnehmung der Mitglieder, ihre Einstellungen und Reaktionen gestaltet und umgekehrt. In Anknüpfung an die Auflösung der Subjektivität verzichten sie darauf, Emotionen als etwas, das "im Menschen" liegt, darzustellen, und bemühen sich vielmehr die Intertextualität von Emotionen[80] herauszuarbeiten. Während diese Ansätze noch weitestgehend mit dem Was, dem Inhalt der Texte, befaßt sind, rückt für Jeffcutt das Wie, die Textproduktion, in den Vordergrund. Er zeigt auf, wie Geschichten in Unternehmen Autorität erlangen, indem monologische Verfahren der Erzählung angewandt werden. Unter Einbeziehung klassischer literaturwissenschaftlicher Konzepte zeigt er auf, daß Firmengeschichten den Mustern Epos, Romanze, Tragödie und Ironie folgen. Unternehmenskultur wird so zum Instrument, daß die chaotisch-komplexe Firmenwelt monologisch-linear ordnet. In einem zweiten, reflexiven Schritt zeigt er auf, daß dieses Ordnungsmuster bei der Erhebung unhinterfragt auch in die Wissenschaft übernommen wird. Die Zuordnung 'ein Autor-ein Text', die Linearität der Ereignisabfolge wie auch der Argumentation sind modernistische

Denkfallen, die dazu dienen, die "wahre" Unordnung und Instabilität zu überdecken. Um die Polyvalenz darzustellen und die Aufhebung des Unterschiedes zwischen Autor und Leser zu verwirklichen, fordert Jeffcutt experimentelle Ausdrucksformen in der Organisationswissenschaft: von dialogischen über polyphone Traktate, Parodien und Lyrik darf keine Art der Darstellung von vorneherein ausgeschlossen werden. Wenn das Verständnis der Organisation abhängig ist von der Organisation des Verständnisses, dann kann man das Verständnis gar nicht auf zu viele verschiedene Weisen organisieren.

Geht man von den Geschichten zum übergreifenden Konzept der *Unternehmenskultur*, so haben hier vor allem die Post-Fordisten[81] ihr Betätigungsfeld gefunden. Daß die Koordination durch Unternehmenskultur in post-industriellen Zeiten ein brauchbares Rezept darstellt, weil sie gewisse Strukturähnlichkeiten (Betonung von Informellem, Nicht-Planbaren, Information/Text) besitzt, ist vielerorts festgestellt worden[82], vom theoretischen Standpunkt aus aber nicht besonders aufregend. Einen Ansatz zu neuen Sichtweisen der Organisation im Sinne postmoderner Theorie liefert Linstead[83]. Er geht wie Jeffcutt von einer dekonstruktivistischen Perspektive aus, in der der Gegensatz Subjekt-Objekt, Autor-Text aufgelöst ist, und kommt zu folgenden vier Aspekten:

1. Organisation als Paradox. Aufgrund der verschiedenen Interpretationen der Teilnehmer sowie der Supplementarität der eingesetzten Zeichen kann es nie zu einer "shared meaning" kommen. Nur zeitweilig, solange der Aufschub der *differance* durchgehalten werden kann, kann es zu gemeinsamen Werten kommen, prinzipiell jedoch ist die Unternehmenskultur immer als paradox und uneinheitlich zu betrachten. Für die Analyse ist es nicht sinnvoll, von abgeschlossenen Einheiten wie Individuen auszugehen, die evtl. miteinander in Konflikt stehen, sondern von Orten der Intertextualität, die sich und andere definieren.

2. Organisation als Andersartigkeit. Macht in Organisationen beruht auf der Möglichkeit zur Sanktion, die jedoch meist nur im Hintergrund präsent gehalten wird. Unternehmenskultur besteht aus diesen aufgeschobenen Sanktionen und ruft bei den Mitgliedern das Verlangen nach Ausgleich des Machtverhältnisses, nach einem Gleichgewicht, hervor. Dies ist der Ausgangspunkt für das Unterlaufen von rational-formalen Abkommen mit dem Zweck, eine informelle Gegenmacht aufzubauen.

3. Organisation als Verführung. Bei Unternehmenskulturen handelt es sich um eine simulierte Antwort auf einen simulierten Mangel, nämlich dem nach Identität und kollektiver Sicherheit. Simuliert deshalb, weil Unternehmenskulturen nur der Form, nicht aber der Substanz nach diese Möglichkeit einer "orgiastischen" Verschmelzung mit der

Masse anbieten. Es handelt sich, um mit Alvesson zu sprechen, um "Pseudo-Ereignisse, Pseudo-Handlungen und Pseudo-Strukturen".

4. *Organisation als Diskurs*. Innerhalb von Organisationen strukturiert Macht den Diskurs, vermittels dessen Wissen gewonnen wird. Dieser Diskurs limitiert, was gesagt werden kann, und gibt gleichzeitig Vorgaben für die Produktion von Neuem (Erkenntnissen, Verfahren etc.) Das Verständnis der Organisation beruht auf dem Verständnis dieser Diskursformen, speziell ihrer Gründe, Auswirkungen, Hemmnisse und den Motiven, die ihre Reproduktion wahrscheinlich machen.

Während viele der bisher aufgeführten Überlegungen erst in Ansätzen ausgearbeitet sind, finden sich umfangreiche und bereits ausgereifte Konzepte in Bezug auf die Betrachtung von *Macht in Organisationen*[84]. Sie rekurren im wesentlichen auf Foucault, dessen Rezeption neben der Derridas als die am weitesten fortgeschrittene einzuschätzen ist. Neben der deskriptorischen Verwendbarkeit von Foucaults eigenen Arbeiten[85], in denen er Disziplinierungsmethoden in Gefängnissen und psychiatrischen Anstalten untersucht, hat sich besonders sein Konzept von Wissen/Macht als "zwei Seiten derselben Münze" als fruchtbar erwiesen. So hat etwa Townley seine Anwendbarkeit auf den Bereich des Personalmanagements demonstriert, wobei es ihr im wesentlichen darauf ankommt, den Blick weg von inhaltlichen Aspekten bspw. der Personaleinstellung und -evaluation hin zu deren Verwendung als Zwangs- und Kontrollinstrumenten der Personalpolitik aufzuzeigen. Eine analog gerichtete Analyse führt Fletcher weg von Politikansätzen, die nur die Akteursperspektive einbeziehen, hin zur "unobtrusive power", den Prozessen nämlich, die via Interpretation erst die Interessen der Akteure entstehen lassen. Wieder steht das Ungesagte, das Verdeckte und Unterdrückte, aber auch die Art, wie Normen und Legitimationen entstehen, im Vordergrund.

Hetrick und Boje beginnen dagegen bei der Materie, also bei den Körpern der Organisationsmitglieder, um mit Foucault zu zeigen, wie über die Kontrolle der Körper die Kontrolle des Geistes angestrebt wird bzw. wie, Foucaults These "wo Macht ist, ist auch Widerstand" folgend, diese Kontrolle gebrochen werden kann. Ihr Ziel ist dabei explizit ein politisches, dessen Verwirklichung allerdings nicht erst im Unternehmen, sondern bereits in den Theorien über das Unternehmen beginnt: "There is no reason, in other words, why our theories of social organization have to articulate the interests and biases only of management. The demands of labour, consumers and the environment (i.e. nature) deserve equal attention." [86]

Ähnlich ist der Ansatz, den postmoderne Feministen[87] benutzen, wenn sie bereits der Organisationswissenschaft vorwerfen, sie konzipiere Frauen grundsätzlich als die von der (männlichen) Norm abweichenden und damit problematischen Fälle. Mills versucht dagegen zu zeigen, daß auch die männliche Identität durch Prozesse innerhalb der Organisation geformt wird und damit die Gleichung "Geschlecht=Frau=Problem"[88] eine unzulässig verkürzte Variante darstellt. Wie Hearn und Parkin stellt aber auch er letztlich fest, daß die postmoderne Betrachtungsweise zwar interessante Einsichten in das Problem liefern kann, für die angestrebte politische Umsetzung der Emanzipation jedoch nicht taugt.

Dezierte *Kritik an der klassischen Organisationswissenschaft* sei schließlich als letzter Punkt der postmodernen Themen in der Organisationstheorie genannt[89]. Dabei geht es um das Problem der Disziplinierung, nach Foucault die fundamentale Aufgabe einer wissenschaftlichen Disziplin: Die Organisationswissenschaft faßt empirisch verschiedenartigste Gebilde unter dem Namen "Organisation" zusammen. Damit wird einerseits eine Verdinglichung erreicht; der Gedanke, den man bei der Zusammenfassung hatte, wird in die Außenwelt produziert; *es gibt nun Organisationen*. Zum anderen gibt es sofort Kriterien - Normen - dafür, wann ein Ding eine - womöglich gute und effiziente - Organisation ist. Nun impliziert die Klassifikation bereits seit der Genesis die Höherrangigkeit dessen, der klassifiziert; Foucault ordnet sie zusammen mit den verwandten Tätigkeiten der Unterteilung, Normierung, Messung und Glättung unter die Machtinstrumente ein. Wissen ist hier nicht nur Macht im Sinne eines Informationsvorsprungs, sondern bereits die Herstellung von Wissen setzt Machtstrukturen voraus, die durch seine Weitergabe beständig reproduziert werden. Universitäten und andere wissenschaftliche Einrichtungen *können gar nicht anders* als disziplinierend - und damit unterdrückend - tätig werden, wenn sie überhaupt wissenschaftlich arbeiten wollen. Freilich kann das Maß an Disziplinierung durch die Öffnung von Lehre und Forschung verringert werden. Man kann es zornig ausdrücken wie Pym, wenn er sagt:

"I see old, textbook science and its prescribed research methods as an essentially fraudulent, collusive and debilitating game. Any methodology which denies the anarchistic tradition in discovery, learning and advance is poor science.[...] We, you and I, preserve our employment prospects to the detriment of our souls, our fellow men, and society." [90]

Oder man kann hoffnungsfroh einige Forderungen einbringen, wie Burrell getreu dem Grundsatz „beneath language lies desire“, wenn er vorschlägt,

universitäres Geschehen mehr um das Verlangen, den Körper, Sex und Bewußtseinserweiterung zu zentrieren[91].

7.3. Fazit

Die vorgestellten Ansätze können natürlich das weite Gebiet des möglichen Einsatzes postmoderner Theorie in der Organisationswissenschaft nicht vollständig beschreiben; prinzipiell steht jede Fragestellung offen für eine so geartete Betrachtungsweise. Ein Wort der Vorsicht sollte jedoch nicht fehlen, betrachtet man die Menge an Papier, die bereits in und um die Postmoderne bedruckt wurde. Es ist sicher nicht jedermanns Sache, den mitunter wirren Gedankengängen von Lyotard, Baudrillard, Derrida und Foucault im Original zu folgen; wer sich mit postmoderner Theorie eingehender beschäftigen will, wird darum freilich nicht herumkommen. Das bedeutet nicht, wie schon zu Anfang bemerkt, daß diese Überlegungen *in toto* übernommen werden müssen, es bedeutet aber durchaus, daß bei aller Freiheit, die die Postmoderne sicherlich gewährt, die skeptische Grundhaltung und die Auseinandersetzung mit Prozeßhaftigkeit, Diskontinuität, Vielstimmigkeit und Widerspruch als Anspruch bestehen bleiben sollten. Dabei zählt das Ergebnis vielleicht sogar weniger als der Versuch. Wer jedoch postmoderne Theorie (die Epistemologie) als Apologetik bestehender Managementpraxis bemüht oder Dekonstruktion mit Textinterpretation auf Abiturniveau verwechselt, hat die genannten Autoren nicht einmal im Klappentext verstanden.

Zur weitergehenden Kritik kann man sicherlich mit Turner[92] fragen, ob die Interpretationen, die so zahllos sind wie der menschliche Geist unendlich, nicht an eine Grenze stoßen müssen, die das Prädikat "sinnvoll" trägt. Wissen wir mehr, wenn wir wissen, ob die Verstaatlichung des schwedischen Zahnarztwesens den archetypischen Mustern des Prokrustes-Mythos folgt, oder ob Manager sich nur deshalb mit Motivation beschäftigen, weil sie nicht anerkennen wollen, daß eines Tages auch sie sterben müssen? Die postmoderne Antwort ist sicherlich: ja. Wir wissen mehr, schon wenn das marginalste Teil, die unwahrscheinlichste Facette, dem großen Puzzle hinzugefügt wird. Wir wissen - oder lernen - vor allem,

daß Untersuchungsobjekt und -subjekt bedeutend vielschichtiger sind, als uns konsistente Theorien vorgaukeln wollen.

Und was nutzt das? Konkret: Nutzt es mehr oder weniger als die 317.

Abhandlung zum Lean Management?

Wissenschaft im postmodernen Sinne verwirklicht m.E. mit aller Konsequenz zwei Aufgaben der Wissenschaft, nämlich das Bemühen um Erkenntnis und Kritik, um die dritte, nämlich die der praktischen Gestaltung, mit kühner Geste abzutun. Hier scheiden sich, gerade in einer so anwendungsbezogenen Wissenschaft wie der Betriebswirtschaftslehre, sicher die Geister. Insofern die Organisationswissenschaft Theorie ist und sein will, kann die Postmoderne interessante Impulse geben, insofern sie Unternehmensberatung ist und sein will, ist zumindest die postmoderne Epistemologie völlig unbrauchbar. Die Entscheidung, ob das für oder gegen sie spricht, muß dem Einzelnen überlassen bleiben.

Fassung vom 30.3.95

-
- [1] vgl. u.a. Burrell/Morgan 1979, Morgan/Smircich 1980, Hassard 1990, Tsoukas 1993, Türk 1989
- [2] u.a. Burrell/Morgan 1993, Morgan 1980, Astley/Van de Ven 1983, Pfeffer 1982
- [3] vgl. Marsden 1993
- [4] zum Begriff vgl. folgendes Kapitel
- [5] Elias 1985:270
- [6] Hassard 1993:2f.
- [7] Auf den Epochenbegriff wird im folgenden nicht näher eingegangen. Deshalb sei an dieser Stelle kurz erwähnt, daß sich vor allem Baudrillard, in Teilen auch Lyotard, mit dem zunehmenden Einfluß von Medien und Computern auf die Gesellschaft und den Konsequenzen für Denken und Wissen beschäftigt.
- [8] vgl. dazu das folgende Kapitel
- [9]vgl. Hassard 1990:226f., Lyotard 1985:71
- [10] Lyotard 1985:71
- [11] Lyotard 1985:86
- [12] Ich werde mich im folgenden auf das gesprochene und geschriebene Wort beziehen, weil es in der Wissenschaft das mit weitem Abstand am häufigsten gebrauchte Zeichen darstellt. Das Gesagte gilt jedoch prinzipiell für jede andere Form von Zeichen.
- [13] Atkins 1984:121
- [14] Raffée 1974:99
- [15] Dieser Sachverhalt wird in der Semiotik durch den Begriff "Sympraxis" beschrieben: parallel zur Rezeption der expliziten Informationen eines Textes konstruiert der Leser aus den impliziten Informationen ein vollständiges Bild der dargestellten Situation sowie Erwartungen über den weiteren Verlauf.
- [16] vgl. dazu auch "das Ende der Meta-Erzählungen"
- [17] Lyotard 1986
- [18] u.a. Lyotard 1987:107, Mongardini 1992:59
- [19] Mongardini 1992:57
- [20] Lyotard 1986:15ff.
- [21] Lyotard 1987:87
- [22] Die in diesem Kapitel getroffenen Unterscheidungen von postmoderner Wissenschaft, Politik, Epistemologie stammen von mir. Die genannten Autoren sehen diese Ebenen nicht getrennt, sondern bewegen sich in ihrer Argumentation meist recht unbekümmert von einer zur anderen.
- [23] Lyotard 1985:72
- [24] Lyotard 1986:128
- [25] Lyotard 1986:128f. und 191
- [26] Lyotard 1985:70
- [27] Lyotard 1986:86
- [28] Als Performativität wird „das bessere Verhältnis von Input/Output“ definiert (Lyotard 1986:135)
- [29] Lyotard 1986:172f.
- [30] Lyotard 1986:173
- [31] "Postmodernism is an assault on unity." (Power 1990:110)
- [32] Sehr anschaulich scheint mir hier der von Burrell (1993:78) zitierte Spruch der 68er-Bewegung: "Beneath the pavement, the beach". (Daß in diesem Zusammenhang die "68er" wieder zu Wort kommen, dürfte kaum verwundern.)

[33] Es kann wenig überraschen, daß man dieses Argument häufiger bei Kritikern der etablierten Wissenschaft findet. John Locke etwa verbindet 300 Jahre zuvor im Streit gegen Kartesianismus und Scholastik intellektuelle Demut und Bescheidenheit hinsichtlich der wissenschaftlichen Ergebnisse mit dem Motiv der Freude am Forschen:

Jeder Schritt vorwärts, den der Geist auf seinem Wege zur Erkenntnis tut, bringt irgendeine Entdeckung, die nicht nur neu, sondern, im Augenblick wenigstens, auch die wertvollste ist. [...] Jeder Augenblick des Suchens wird seine [des Forschers] Mühe mit irgendeiner Freude belohnen. Und mit Recht wird er seine Zeit nicht für verschwendet halten, selbst wenn er sich keiner besonders großen Beute rühmen kann."

(Locke 1981:5/6).

[34] vgl. u.a. Hassard 1993, Reed 1993

[35] Derrida 1976:425

[36] Lyotard 1987:100f.

[37] vgl. im folgenden 1986:42ff. und 175ff.

[38] Lyotard 1986:44

[39] Lyotard 1986:44

[40] Lyotard 1986:46

[41] Lyotard 1986:191

[42] Lyotard 1986:190

[43] vgl. Burrell 1993, Atkins 1984, Pym 1990

[44] Tsoukas 1992

[45] "Text" ist hierbei in der Sprechweise der Semiotik nicht nur als geschriebener oder gesprochener Text zu verstehen, sondern als jede Art von Zeichen enthaltender Entität, die zu einem Empfänger sprechen kann; es kann sich also auch bspw. um Gesten oder Kleidung handeln.

[46] Wir alle sind von klein auf gewohnt, "Spuren" zu lesen, d.h., kleinste Andeutungen wahrzunehmen und aus ihnen Erwartungen für den weiteren Verlauf zu konstruieren. Das geschieht bspw. auf den ersten Seiten eines Romans, in den ersten Szenen eines Filmes, wo kleinste Indizien (Kleider, Frisuren, Sprache, Hintergrund) die Einordnung der Handlung in Raum und Zeit ermöglichen. Bereits Aufmachung und Titel eines Buches lassen uns Erwartungen darüber bilden, ob es sich um ein wissenschaftliches, pseudo-wissenschaftliches oder belletristisches Werk handelt.

[47] vgl. Derrida 1990, Derrida 1976, Hassard 1993, Linstead 1993

[48] Linstead 1993:56

[49] Barthes 1977:155-164

[50] Derrida 1976:441

[51] Derrida 1976:441

[52] Linstead 1993:59

[53] Lyotard 1986:55

[54] Zu denken ist hierbei etwa an das von nahezu allen metaphysisch oder erkenntnistheoretisch interessierten Autoren in irgendeiner Form angeführte "Gesetz der Natur" oder "Gesetz Gottes", das es zu *lesen* gelte, um die Welt zu verstehen. Auch der Gedanke der göttlichen Vor-schrift führt in diese Richtung.

[55] Linstead 1993:55

[56] Tsoukas 1992

[57] Tepe 1992:110

[58] Tsoukas 1992

[59] Power 1990, Tepe 1992

- [60] Tsoukas 1992
- [61] In moderner logischer Sprechweise: ist die wenn-Komponente der Implikation falsch, ist die gesamte Implikation stets wahr, unabhängig davon, ob die dann-Komponente wahr oder falsch ist.
- [62] Hassard 1993, Atkins 1984
- [63] Darin zeigt sich für mich auch der Unterschied zum anfangs angesprochenen Relativismus: dort bleibt jede Position undiskutiert für sich stehen, während die Postmoderne gerade eine theoretische Grundlage für den *Umgang mit* unterschiedlichen Positionen, für eine Synopsis unter Wahrung der Differenz, zu schaffen versucht.
- [64] Sein Verweis auf ein "vielheitsfreundliches" Zentrum (vgl. meine Ausführungen im vorhergehenden Kapitel) an derselben Stelle legt ohnehin den Schluß nahe, er habe die grundlegenden Begriffe der Postmoderne nicht ganz verstanden.
- [65] Mongardini 1992:58, Power 1990
- [66] Power 1990
- [67] Tepe 1992
- [68] vgl. Mongardini 1992:63
- [69] Lyotard 1987:110
- [70] Derrida 1976:442
- [71] vgl. Townley 1993
- [72] vgl. Cooper/Burrell 1988, Burrell 1988, Cooper 1989, Power 1990
- [73] vgl. DiBella 1992, Turner 1990, Power 1990, Cooper/Burrell 1988
- [74] etwa Starbuck 1982
- [75] vgl. DiBella 1992
- [76] Da der ontologische Unterschied zwischen Individuum und Organisation aufgehoben ist - beides sind Zeichenproduzenten -, bereitet diese Prämisse keine Schwierigkeiten mehr (vgl. die Ausführungen zur Ent-Subjektivierung im Kapitel „Dekonstruktivismus“).
- [77] Turner 1990, Jeffcutt 1993, Knights/Morgan 1993, Buskirk/McGrath 1992
- [78] Alvesson 1993, Morgan 1980, Morgan 1993
- [79] Knights/Morgan 1993:214/229
- [80] Wie bereits oben bemerkt (vgl. Kapitel „Dekonstruktivismus“), wird das Subjekt als Stelle definiert, an der sich andere Texte, andere Zeiten kreuzen. Damit entfällt die Betrachtungsweise Inneres-Äußeres.
- [81] vgl. die zu Beginn getroffene Unterscheidung
- [82] vgl. u.a. Clegg 1992, Bardmann/Franzpötter 1990
- [83] Linstead 1993
- [84] u.a. Hearn/Parkin 1993, Mills 1993, Hetrick/Boje 1992, Townley 1993, Fletcher 1992, Calás/Smircich 1992
- [85] hier vor allem „Überwachen und Strafen“ sowie „Der Wille zum Wissen“
- [86] Hetrick/Boje 1992:56
- [87] Aus den in diesem Absatz dargelegten Gründen erspare ich mir die Markierung (semiotisch also: die Abweichung von der Norm) demographischer, religiöser, nationaler oder sonstwie persönlicher Merkmale. Um die entsprechende Sozialisation nach mittlerweile gängigem Muster („WissenschaftlerInnen“) deutlich zu machen, wäre es sonst ja auch angebracht, bspw. von einem christlich erzogenen Wissenschaftler als „OrganisationsTHEOREtiker“ zu sprechen.
- [88] Calás/Smircich 1992
- [89] vgl. Burrell 1988, Cooper 1989, Burrell 1993, Pym 1990, Marsden 1993
- [90] Pym 1990:234

[91] Burrell 1993

[92] Turner 1990:96